



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine ungeheure Masse Opium an, die unverkäuflich bleibe. Außerdem sei die Opiumproduktion in chinesischen Provinzen trotz der gegenteiligen gesetzlichen Bestimmungen nicht abgeschafft. China dagegen steht auf dem Standpunkt, daß die Anhäufung des Opiums in Indien eine Folge der Spekulation der Händler sei, daß der Verkauf von Opium nicht garantiert sei und daß keine Verletzung der Verträge vorliege. Nach einer Mitteilung aus Peking sind in Schanghai trotz aller Gegenbemühungen der chinesischen Regierung für elf Millionen Pfund Sterling indisches Opium aufgestapelt! Besonders in verschiedenen Jangtseprovinzen wird energisch gegen den Opiumhandel gearbeitet und man wünscht sogar die Abschaffung der englisch-chinesischen Konvention, die bis zum Jahre 1917 eine allmähliche Unterdrückung des Opiumhandels vorsieht. Gelingt es der gegenwärtigen Agitation, den Opiumhandel noch mehr als bisher einzuschränken, so droht eine schwere Finanzkrise, da drei britische Banken mit sehr hohen Summen beteiligt sind.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

In memoriam

Erich Schmidt †. Wenn ich hier in den grünen Heften dem Wunsche des Herausgebers folgend dem vereinigten Lehrer und väterlichen Freunde Erich Schmidt einige Worte des Gedankens widme, so geschieht es unter dem frischen Eindruck des tiefen Schmerzes, daß wir einen der besten Menschen verloren haben. Sprach man von ihm, so nannte man ihn kurzweg „Erich“: nichts charakterisiert treffender die Beliebtheit des Professors bei den Studenten, das vertrauliche Verhältnis und die schwärmerische Verehrung aller, die seines näheren Umganges gewürdigt wurden. Er war ja nicht nur der Lehrer seiner Schüler, deren wissenschaftliche Arbeiten er mit stets regem Interesse begleitete und förderte, er nahm auch herzlichen Anteil an ihren persönlichen Verhältnissen. Was er — und mit ihm seine gütige, hilfsbereite Gattin — für viele in schwierigen materiellen und seelischen Nöten und Bedrängnissen getan und ohne viele Worte gesorgt hat, das wird ihm nie vergessen werden.

Der Gedanke erscheint uns unfassbar, daß er nicht mehr unter uns weilt; denn er ge-

hörte zu den Bedingnissen des eigenen Daseins, er verkörperte in sich ein wesentliches Stück des Wertes und der Schönheit des eigenen Lebens. Dieser ganz persönliche Zauber, der von seiner vornehmen, imponierenden Gestalt mit dem prachtvollen Cäsarentopf ausging, soll uns nicht mehr in seinen Bann ziehen? Wahrhaft grausam hat hier das Schicksal gewaltet, das durch ein tückisches Leiden den noch nicht Sechzigjährigen seinem großen Wirkungstreife jäh entriß.

In der anstrengenden Lehrtätigkeit und der stillen Arbeit des Gelehrten am Schreibtisch inmitten seiner kostbaren, seltenen Bücherschätze erschöpfte sich nicht die Kraft dieses nie rastenden Geistes. Erich Schmidt war eine der bekanntesten Erscheinungen des Berliner Gesellschafts- und Theaterlebens, er stand an der Spitze der Goethe-Gesellschaft, die erst vor kurzem in Jacob Minor auch den Vizepräsidenten verloren hatte, er leitete die Gesellschaft für deutsche Literatur und war der regelmäßige Besucher der Berliner Germanistenkneipe, wo er im Kreise alter und junger Schüler, zu denen sich oft Gäste, auch aus fremden Ländern, gesellten, den Dienstagabend verlebte. Gerade hier beim Krug

Weihenstephan lernten ihn wohl die meisten angehenden Fachgenossen näher kennen; hier erfuhren sie, welch eine glückliche Mischung von wissenschaftlichem Ernst und sonniger Frohnatur in ihm sich einte, die erst dem sich ganz offenbarte, der das Glück hatte, in sein gastfreies Haus gezogen zu werden. Wenn er da dem Besucher gegenüber in dem fast historisch gewordenen Schaukelstuhl saß und wissenschaftliche und persönliche Angelegenheiten besprach, wenn er, dem ein frischer, trefflicherer Humor jederzeit zu Gebote stand, ein Urteil abgab oder einen Rat erteilte, dann fühlte man, daß dieser Lehrer mit warmem Herzen zu seinem Schüler stand.

Schon in Schuljahren, dieser wichtigen, alten Pflanzstätte humanistischer Bildung, hatte Erich Schmidt in dem deutschen Unterricht des Literaturhistorikers Koberstein die ersten entscheidenden Anregungen und Eindrücke von jener Wissenschaft empfangen, der er sein Leben weihte. So wurde er Wilhelm Scherers Schüler und fünfzehn Jahre später sein Nachfolger im Lehramt an der Berliner Universität. Die Großherzogin Sophie betraute ihn mit der ersten Sichtung und Ordnung von Goethes Nachlaß, und hierbei hatte er, wie er selbst einmal das charakteristische Scherzwort prägte, das Glück, „sich ins Urkästchen zu lachen“: er fand in der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen den Urfaust.

Eine großartige Wirksamkeit entfaltete er als Professor in Berlin. Wie er die Wissenschaft der Literaturforschung aufbaute, das hat er deutlich gesagt, als er in das Album der Germanistenfreunde die Losung eintrug: „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen!“ Nicht den Buchstaben (obwohl auch der nicht übersehen werden darf), sondern den Geist der Dichtung gilt es zu erfassen! Ganz unmerklich führte er seine Hörer zu dieser ideellen Auffassung der Kunstwerke, dadurch auch die Kritik auf eine höhere Warte stellend. Durch seine Methode, die nie die Fühlung mit dem modernen Leben verlor, hat er einen zahlreichen, in seinem Sinne weiter schaffenden Nachwuchs herangebildet.

Wehmütig nehmen wir noch einmal sein letztes Werk zur Hand, die Ausgabe der Briefe Carolinens; in tiefer Ergriffenheit lesen wir wiederholt die wundervolle, ein Bild reiner

Menschlichkeit begreifende und deutende Einleitung zu diesem Buche, und in staunender Bewunderung durchblättern wir den Kommentar, in dem eine Unsumme von Einzelkenntnissen zu einer Geschichte der romantischen Periode sich zusammenfügt.

Einer Persönlichkeit von stark und eigen gefügtem, ragendem Wuchs, einem Künstler des Lebens und der Wissenschaft, einem Menschen in des Wortes höchster und schönster Bedeutung trauern wir nach, auf den wir Goethes Epigramm anwenden dürfen:

Auf deinem Grabstein wird man lesen:

Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Heinz Amelung in Berlin

Kunstgewerbe

Farbenphotographie. Das Problem der Photographie in natürlichen Farben ist durch die Autochromie, durch die Autochromplatte der Gebrüder Lumière der Lösung ein ganz beträchtliches Stück näher gerückt. Wirklich gelöst ist es allerdings noch nicht, denn die Autochromie ist kein direktes Farbenverfahren, das uns die Naturfarben selbst direkt auf die Platte zaubert, sondern ein indirektes Verfahren. In die Schicht der Lumière-Platte sind Stärkekörnchen in den drei Grundfarben Rot, Gelb-Grün, Blau eingebettet, die in der Durchsicht auf additivem Wege die einzelnen Gegenstände der Aufnahme in annähernd natürlichen Farben erscheinen lassen. Wir sehen also in der farbigen Autochromplatte immer nur die Farben und Farbmischungen jener Schicht von Stärkekörnchen, den sogenannten Farbrafter, niemals aber die Farben der Natur selber. Dennoch ist uns in dem Autochromverfahren ein Surrogat für eine wirkliche Photographie in natürlichen Farben gegeben, das alle Ansprüche vollkommen erfüllt, die man billigerweise stellen kann.

Aus diesem Grunde nutzt man die Autochromie in immer steigendem Maße namentlich auch in den Kreisen der Liebhaberphotographen, neben denen der Berufsphotographen und der Wissenschaft, weidlich aus, um sich ein annähernd getreues Bild vom farbigen Reiz der Wirklichkeit zu verschaffen. Leider gibt es bis heute noch kein einigermaßen brauchbares Verfahren, um von

dem farbigen Autochrom farbige Abzüge in genügender Anzahl anzufertigen.

Man ist also beim Betrachten der farbigen Platten auf die Durchsicht unter Benutzung von Lichtspiegeln oder direkt gegen die Lichtquelle angewiesen oder auf die Projektion mittels geeigneter Apparate. Besonders der letztere Weg, die Vorführung von Autochromen mittels des Projektionsapparates, erscheint bisher als der Weg, der zu einem am meisten ungetriebenen Genuß der Farben in der Photographie führt. Die Farben erscheinen auf der Leinwand mit einem wunderbaren Glanz; allerdings liegt häufig über dem Ganzen ein Stich ins Bläuliche, der wohl auf die Zusammensetzung der Farben im Farbrafter zurückzuführen ist. Dieser Stich ins Bläuliche läßt sich aber beseitigen durch die Verwendung goldgelber Projektionschirme.

Für die Reproduktion von farbigen Autochromen ist man noch immer auf den Dreifarb- bzw. Vierfarbendruck angewiesen, bei dem die Farben nicht zwangsläufig erscheinen, sondern vom Drucker derart ausgewählt werden müssen, wie sie seiner Meinung nach die farbige Erscheinung der Vorlage am besten wiedergeben.

Es sind in letzter Zeit eine ganze Anzahl von Sammlungen solcher Reproduktionen nach Farbenphotographien erschienen, von denen wir hier auf zwei näher eingehen wollen. Es sind zwei Mappen „Herbststudien in den Schweizer Alpen“ und „Herbststudien im deutschen Wald“, je zehn Kunstblätter nach farbenphotographischen Aufnahmen von Hans Hildenbrand.*)

Den Photographen hat bei seinen Aufnahmen die Freude an der Farbe geleitet, er wollte die neue Technik, stolz auf ihre Kraft, benutzen, um die Farbensymphonien des Herbstes einzufangen. Das ist ihm im großen und ganzen gelungen, und er hat sogar die Gefahr nach Möglichkeit zu vermeiden gewußt, die bei aller Farbenphotographie dem ästhetischen und künstlerischen Gesamteindruck der Aufnahme droht.

Auf den verhältnismäßig engen Raum der Platte wird bei der Farbenphotographie

die gesamte Fülle an farbigen Einzelheiten zusammengedrängt, so daß namentlich bei Photographien in kleinem Format die Überfüllung des Bildraumes mit farbigen Gegenständen nicht nur unkünstlerisch, sondern sogar unnatürlich wirkt. Die Originale der Autochromphotographie oder Reproduktionen in allzu kleinem Format sehen daher häufig wie angetuschelt aus.

Bei der Projektion von Autochromen auf den Leinwandschirm schwindet diese Gefahr durch die starke Vergrößerung des Bildes. In den beiden erwähnten Mappen hat der Verlag sie verringert durch die Wahl eines ziemlich großen Formates für die Bilder. Das Hauptverdienst allerdings für die Überwindung dieser Gefahr kommt dem Verfasser der Photographien selber zu. Er hat sich in der Wahl seiner farbigen Motive zu beschränken gewußt und sie nach Möglichkeit auf einige wenige, meistens zwei Grundfarben und ihre Nuancen hin angelegt. Er zaubert uns einen kühlen Herbstabend im deutschen Walde mit den Farben Gelb und Grün als Grundafford vor, er schwelgt in allen Nuancen herbstlichen Laubes vom hellen Gelb bis zum fatten Braunrot, er baut aber auch eine Schweizer Gebirgslandschaft aus dem stählernen Blau des Himmels und der Berge, dem dunklen Grün der Arven und dem Violett der Heide auf. Die Freude an der Farbe und ihrem Zusammenflange spricht aus allen Blättern.

In der Reproduktion erscheinen die rotbraunen Farbentöne als am wenigsten gelungen. Sie wirken oft zu schwer, zu massig und wenig locker, so daß sie alle feine Modellierung der Gegenstände verwischen. Außerdem hat man bei der Reproduktion vielfach zu satte Farben gewählt, und dadurch wird die Luftperspektive zum Teil ganz beseitigt. Die Farbenflächen stehen zu hart und unvermittelt neben einander, es fehlen die feinen Nuancen, die durch das verbindende Medium, die Luft, hervorgerufen werden. Die dadurch gelegentlich erzielte Kälte in der Stimmung paßt vielleicht garnicht übel zu den gewählten Herbstmotiven, ist aber auf einen technischen Mangel zurückzuführen, der mit leichter Mühe abzustellen wäre.

*) Verlag der Farbenphotogr. Gesellschaft m. b. H. in Stuttgart. Pr. pro Mappe M. 10.—.

Dessenungeachtet hat man an der weitaus größten Anzahl der Bilder eine reine Freude und einen hohen Genuß. Die Einleitungsworte zu dem Bande über die Schweizer Alpen hat J. C. Heer geschrieben, der mit warmer Sachlichkeit auf die Eigenart der Alpenlandschaft eingeht. In den deutschen Wald bemüht sich M. Trinius den Leser durch einen Panegyrikus auf den deutschen Herbst einzuführen, in dem viel zu viel von deutschen Eichen, Waldesduft, Wildgänsen, Eichhörnchen und Mehen die Rede ist. Dieser lyrisch-romantische Tonfall will zu der strengen Sachlichkeit und objektiven Ruhe und Gründlichkeit der photographischen Technik nicht so recht passen.

Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen

Alte Literatur

„Cicero im Wandel der Jahrhunderte“ von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Dritte, durchgesehene Auflage, Verlag von B. G. Teubner. 1912. — Die Schlacht um dieses Buch ist bereits geschlagen, und so kann vielleicht, nachdem die Berufenen sich über eine ungewöhnliche Erscheinung, wie die vorliegende es ist, auseinandergesetzt haben, auch ein „blutiger Laie“ sein Quentlein Sens spenden. Nach Lische, wie sich gebührt. Mehr als sechzehn Jahre sind verfloßen, seit Zielinskis Vortrag zu Ciceros zweitausendstem Geburtstag deutsch erschienen. Was damals gleichsam im Handstreich genommen wurde, hat die zweite Auflage (1908) dann in regulärem Aufmarsch verteidigt, wobei aber der geistvolle Verfasser mit glänzender Offenheit im Vorwort alsbald die Gefahr anerkannte, die in seinem Verzicht auf die Kürze lag. Genuß: die unfreundliche Beurteilung Ciceros, die Mommsen in Kurs brachte, fand in Zielinski einen Gegner, der imstande war, seine eigene Unabhängigkeit vom konventionellen Mitdenken, wie es die Wissenschaftlerei übt, durchgehends zu beweisen. Das bedeutete schon einen gewaltigen Vorteil. Es stellte sich hier auch wirklich von neuem heraus, daß Historiker, die gewissermaßen in einer engeren Periode der Vergangenheit auf-

gehen, bei aller Kenntnis, Logik und Kombinationskraft doch dahin neigen, einleuchtende Zerrbilder fertigzubringen. Der große Wurf von Zielinskis Cicero-Studie beruht in dem genialen Auffangen der Ausstrahlung, die von dem Lebenswerk des römischen Redners, Stilisten und Denkers stets neugefaltetig erfloß. Es wäre ein vergeßliches Unterfangen, die Ergebnisse noch in nuce wiedergeben zu wollen. Die frühchristliche Zeit, die Renaissance, die Aufklärungsperiode und endlich (aber nicht abschließend) die Revolutionsära: sie zeugen hier jede in eigentümlicher Weise. Vielleicht hat Zielinski, vom Verlauf seiner Arbeit bereits allzusehr gefesselt, die Rolle Ciceronischen Gutes im Munde und in den Vorstellungen der Franzosen seit Rousseau und Voltaire unversehens überlastet. Mit Beginn der Revolution ist das Altertum vorwiegend eine Kammer für Drapierungsmaterial geworden, und es müßte ein kostbar Büchelchen geben, wollte jemand die tollen Mißverständnisse in klassischen Anspielungen oder Zitaten zwischen 1790 und 1813 einmal zusammenlesen. Cicero als Quelle steht jedoch bei dieser Komödie schnellfertig angeheuchelter Bildung keineswegs voran, und die Gesamterscheinung läßt sich nicht von ihm aus beurteilen. Recht ungern aber erwähnt man einen Mißgriff, der Zielinski gerade bei Vorbereitung der Stimmung für seine Darlegung begegnet ist, und den eben diejenigen Leser, auf die er notwendig gezählt hat, nicht wieder völlig verwirren. Bei dem an sich feinfühligem Bestreben, Ciceros Stilfunkt organisch zu entwickeln, die bequemere Beispielsammlung also zu vermeiden, ist der Verfasser in eine arge Lehrhaftigkeit hineingeraten. Sie geht so erstaunlich und befremdend weit, daß die unwillige Frage fällig wird, was Leute, denen solche Mitteilungen durchaus nicht erspart werden konnten, dann mit dem Thema überhaupt anfangen sollen. Gilt doch der Kampf dem vornehmen Muster der Ciceronischen Periode, die vom „Zeitungsstil“ bedrängt wird. Gut, aber der Streit ist nicht erst heute entbrannt und auch nicht vom Zaun gebrochen worden. C. U.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.